

JOHN

NOTIZEN
ZUM LEBEN AUF
DER ERDE

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

GREEN

**WIE HAT IHNEN DAS
ANTHROPOZÄN BIS
JETZT GEFALLEN?**

HANSER

Leseprobe

Das Buch

John Green verbindet sein eigenes Leben mit den großen Fragen der Menschheit: Was hat ein Teddybär mit Macht und Ohnmacht zu tun oder das Googeln mit unserer Endlichkeit? Mit seinem Blick für Seltsames, Wichtiges und Überraschendes bewertet John Green die menschengemachte Gegenwart auf einer Skala von 1 bis 5.

Das Anthropozän ist das aktuelle Erdzeitalter, in dem wir den Planeten grundlegend verändern. John Green versammelt Facetten dieser Epoche: Seine absurden, erhellenden und ganz persönlichen Funde spiegeln unser Leben mit allen Höhen und Tiefen. Ob *Monopoly* oder Pest, Klimaanlage oder Internet, *Super Mario Kart* oder Sonnenuntergänge – *Wie hat Ihnen das Anthropozän bis jetzt gefallen?* erzählt mit großer Leichtigkeit von unserer Lebenswirklichkeit und den existentiellen Erfahrungen des Menschseins.

Der Autor

John Green, geboren 1977, ist ein international bekannter, vielfach ausgezeichnete Autor. Er betreibt zusammen mit seinem Bruder Hank eines der weltweit erfolgreichsten Video-Blogs, die Vlogbrothers. Sein Podcast *The Anthropocene Reviewed* wird auf der ganzen Welt gehört. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Indianapolis.

John Green. *Wie hat Ihnen das Anthropozän bis jetzt gefallen?*

Übersetzt von Henning Dedekind, Friedrich Pflüger, Wolfram Ströle, Violeta Georgieva Topalova
320 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book erhältlich. Erscheint am 18. Mai 2021

john-green-buecher.de

Umschlag: Anzinger und Rasp, München
nach einem Entwurf der Penguin Random House LLC

HANSER

EINLEITUNG

Mein Roman *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken* erschien im Oktober 2017, und ich war danach gleich den ganzen Monat mit dem Buch auf Lesereise. Wieder daheim in Indianapolis bahnte ich einen Weg vom Baumhaus meiner Kinder zu dem kleinen Raum, in dem meine Frau und ich meistens arbeiten; je nach Weltanschauung ist dieser entweder ein Büro oder ein Schuppen.

Es war kein Weg im übertragenen Sinn, sondern wirklich ein Pfad im Wald. Ich rodete Dutzende von baumhohen Heckenkirschen, die in weiten Teilen von Zentral-Indiana immer mehr überhandnehmen, grub den überall wuchernden Efeu aus, streute den Weg mit Rindenmulch und fasste die Kanten mit Backsteinen ein. Ich war tagtäglich zehn oder zwölf Stunden beschäftigt, fünf oder sechs Tage die Woche, einen Monat lang. Als ich schließlich fertig war, stoppte ich, wie lange ich von unserem Büro bis zum Baumhaus brauchte. Achtundfünfzig Sekunden. Ein Waldspaziergang von achtundfünfzig Sekunden hatte mich einen vollen Monat gekostet.

Eine Woche nach der Fertigstellung des Wegs kramte ich in einer Schublade nach einem Labello, als ich plötzlich und ohne Vorwarnung das Gleichgewicht verlor. Die ganze Welt kippte und begann sich zu drehen. Mit einem Mal war ich eine winzige Nusschale auf tosender See. Meine Augen zuckten in den Höhlen und ich musste mich erbrechen. Ich kam ins Krankenhaus, und meine Welt drehte sich noch wochenlang weiter. Schließlich wurde bei mir eine Labyrinthitis festgestellt, eine Entzündung des inneren Ohres mit einem wunderbar klangvollen Namen – trotzdem eindeutig eine Ein-Stern-Erfahrung.

Zur Genesung musste ich wochenlang im Bett bleiben, konnte

weder lesen noch fernsehen noch mit meinen Kindern spielen. Mir blieben nur meine Gedanken – mal trieben sie über einen schlafrunkenen Himmel, dann wieder jagten sie mir mit ihrer Beharrlichkeit und Omnipräsenz wilde Schrecken ein. Während dieser langen, stillen Tage reisten meine Gedanken überallhin und durchstreiften die Vergangenheit.

Die Schriftstellerin Allegra Goodman wurde einmal gefragt: »Wer, finden Sie, sollte Ihre Lebensgeschichte schreiben?« Sie antwortete: »Wie es scheint, schreibe ich sie selbst, aber da ich Romanautorin bin, ist alles verschlüsselt.« Für mich fühlte es sich inzwischen so an, als glaubten manche Leute, sie besäßen den Schlüssel. Sie nahmen an, ich teilte die Weltanschauung der Hauptfiguren eines Buchs, oder sie stellten mir Fragen, so als *wäre ich selbst* der Protagonist. Ein berühmter Moderator fragte mich im Interview, ob auch ich beim Küssen Panikattacken hätte wie die Erzählerin in *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken*.

Durch meinen offenen Umgang mit meiner psychischen Erkrankung hatte ich solche Fragen natürlich provoziert, es strengte mich aber immer mehr an, im Zusammenhang mit erdachten Geschichten so viel über mich selbst zu sprechen, und außerdem tat es mir nicht gut. Ich antwortete dem Interviewer, nein, ich habe keine Angst beim Küssen, aber ich leide unter Panikattacken und die sind extrem beängstigend. Während ich das sagte, kam ich mir wie von mir selbst abgetrennt vor – als ob ich nicht mir selbst gehörte, sondern mich im Austausch gegen gute Presse verkaufte oder zumindest vermietete.

Während ich mich von der Labyrinthitis erholte, wurde mir klar, dass ich nicht mehr verschlüsselt schreiben wollte.



Im Jahr 2000 arbeitete ich einige Monate lang als studentischer Seelsorger in einem Kinderkrankenhaus. Ich war damals am theologischen Seminar eingeschrieben und wollte Pfarrer der Episkopalen Kirche

werden, ließ diese Pläne aber während der Zeit im Krankenhaus fallen. Ich kam mit dem Verheerenden, das ich dort sah, einfach nicht klar. Das ist bis heute so. Stattdessen ging ich nach Chicago und arbeitete als Schreibkraft für Zeitarbeitsfirmen, bis ich schließlich bei *Booklist*, einer 14-tägig erscheinenden Literaturzeitschrift, eine Stelle in der Datenerfassung ergattern konnte.

Ein paar Monate später bekam ich die Chance zu meiner ersten Buchkritik, als mich eine Redakteurin fragte, ob ich gerne Liebesromane lese. Sehr gern, antwortete ich, und sie überließ mir einen Roman, der im London des 17. Jahrhunderts spielt. Während der folgenden fünf Jahre besprach ich für *Booklist* Hunderte von Büchern – von Bildbänden über Buddha bis zu Gedichtsammlungen – und entwickelte dabei eine Faszination für das Format der Bewertung. Bei *Booklist* waren die Besprechungen auf 175 Wörter limitiert, also hatte jeder einzelne Satz vielfältige Aufgaben zu erfüllen; das Buch musste ja vorgestellt und gleichzeitig analysiert werden, Lob und Bedenken in enger Nachbarschaft koexistieren.

Bei *Booklist* gibt es keine abschließende Bewertung nach einer Fünf-Sterne-Skala. Warum auch? Potenziellen Lesern lässt sich in 175 Wörtern viel mehr vermitteln, als es so eine Stufe auf einer Skala jemals könnte. Überhaupt ist die Fünf-Sterne-Skala bei Bewertungen erst seit wenigen Jahrzehnten gebräuchlich. Bei Filmkritiken taucht sie zwar schon in den 1950er-Jahren gelegentlich auf, bei der Bewertung von Hotels aber erst seit 1979, und bei Büchern kam sie kaum zum Einsatz, bis Amazon seine Kundenbewertungen einführte.

Dabei ist die Fünf-Sterne-Skala eigentlich gar nicht für Menschen gedacht; sie dient Datensammelsystemen und wurde daher erst im Internet-Zeitalter Standard. Künstliche Intelligenzen tun sich schwer damit, aus einer Buchrezension mit 175 Wörtern Schlüsse über die Qualität des Werks zu ziehen – Bewertungssterne sind für Computer dagegen ideal.



Es liegt nahe, meine Labyrinthitis symbolisch zu deuten: Die Gleichgewichtsstörung traf mich so verheerend, weil es meinem Leben an Gleichgewicht fehlte. Einen Monat lang hatte ich entlang einer schnurgeraden Linie einen Weg gebahnt und musste nun erfahren, dass es im Leben keine einfachen Pfade gibt – nur verwirrende, in sich selbst verschlungene Labyrinth. Selbst jetzt gestalte ich diese Einleitung wie einen Irrgarten und kehre an Orte zurück, die ich eigentlich schon hinter mir gelassen zu haben glaubte.

Aber genau diese Versinnbildlichung der Krankheit ist es, gegen die ich in meinen Romanen *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken* und *Das Schicksal ist ein mieser Verräter* angeschrieben habe, und ich hoffe, dass Zwangsstörungen und Krebs dort nicht als Kämpfe dargestellt werden, die es zu gewinnen gilt, oder als symbolische Ausprägungen von Charakterschwächen und dergleichen, sondern als Erkrankungen, mit denen man leben muss, so gut es einem eben möglich ist. Ich habe nicht Labyrinthitis bekommen, weil das Universum mir eine Lektion über Gleichgewicht erteilen wollte. Deshalb versuchte ich, damit zu leben, so gut es mir möglich war. Sechs Wochen später ging es mir deutlich besser, aber ab und zu habe ich immer noch Schwindelanfälle, die mir Angst einjagen. Seither weiß ich mit neuer, tiefer Gewissheit, dass das Bewusstsein eine flüchtige und unsichere Angelegenheit ist. Es ist keine Metapher, wenn man behauptet, das menschliche Leben sei ein Balanceakt.

Als es mir wieder besser ging, fragte ich mich, was ich mit dem Rest meines Lebens tun sollte. Ich fing wieder an, dienstags ein Video zu drehen und mit meinem Bruder den wöchentlichen Podcast zu produzieren, aber ich schrieb nicht. Eine so lange Zeitspanne ohne den Versuch, für Publikum zu schreiben wie in jenem Herbst und Winter, hatte es nicht mehr gegeben, seit ich 14 war. Ich glaube, dass mir das Schreiben fehlte, aber auf die Art, wie einem jemand fehlt, den man früher mal geliebt hat.

Ich ließ *Booklist* und Chicago 2005 hinter mir, weil meine Frau Sarah in New York an der Graduate School angenommen wurde. Nach ihrem Abschluss zogen wir nach Indianapolis, wo Sarah am Indianapolis Museum of Art eine Stelle als Kuratorin für zeitgenössische Kunst antrat. Seither leben wir hier.

Bei *Booklist* habe ich so viel gelesen, dass ich mich nicht mehr erinnern kann, wann mir das Wort Anthropozän zum ersten Mal begegnet ist, es muss aber um 2002 gewesen sein. Der Begriff Anthropozän ist die vorgeschlagene Bezeichnung für das gegenwärtige geologische Zeitalter, in dem der Mensch den Planeten und seine Biodiversität grundlegend verändert hat. Nichts ist menschlicher als die Selbstverherrlichung menschlicher Leistungen, aber unser Einfluss auf die Erde ist im 21. Jahrhundert schlichtweg gewaltig.

Mein Bruder Hank, der ursprünglich Biochemiker war, hat es mir einmal so erklärt: Für einen Menschen, sagte er, sind andere Menschen das größte Problem. Du bist ihnen gegenüber ungeschützt und gleichzeitig von ihnen abhängig. Jetzt stell dir mal vor, du wärst im 21. Jahrhundert ein Fluss, eine Wüste oder ein Eisbär. Dein größtes Problem *sind immer noch Menschen*. Du bist ihnen gegenüber immer noch ungeschützt und immer noch von ihnen abhängig.

Hank begleitete mich im Herbst 2017 auf der Lesereise, und auf den langen Fahrten zwischen den Städten vertrieben wir uns die Zeit damit, uns gegenseitig mit absurden Google-Nutzer-Bewertungen der Orte an unserer Strecke zu überbieten. Ein User namens Lucas vergab beispielsweise für den Badlands-Nationalpark einen Stern. »Nicht genug Berg«, vermeldete er.

Seit meinen Zeiten als Buchrezensent waren alle zu Rezensenten geworden; alles und jedes musste sich inzwischen Bewertungen unterziehen. Die Fünf-Sterne-Skala wurde nicht nur an Bücher und Filme angelegt, sie galt auch für öffentliche Toiletten und Hochzeitsfotografen. Das Medikament, das ich gegen meine Zwangsstörung nehme, hat auf drugs.com mehr als 1100 Bewertungen erhalten – mit der Durchschnittsnote 3,8. Eine Szene der Verfilmung von *Das Schicksal ist*

ein mieser Verräter wurde auf einer Parkbank in Amsterdam gedreht; auch diese Bank hat inzwischen Hunderte von Google-Bewertungen. (Mein Favorit, mit drei vergebenen Sternen, lautet in Gänze: »Es ist eine Bank.«)

Hank und ich staunten nicht schlecht über die allgegenwärtige Präsenz von Bewertungen nach der Fünf-Sterne-Skala, und ich erzählte ihm von meiner mehrere Jahre alten Idee, eine Bewertung über Kanadagänse zu schreiben.

Hank sagte: »The Anthropocene ... REVIEWED.«

Tatsächlich hatte ich schon 2014 einige solcher Bewertungen geschrieben – die über Kanadagänse und auch die über Diet Dr Pepper. Anfang 2018 schickte ich diese Texte an Sarah und fragte, was sie davon hielt.

In meinen Buchkritiken kam das Wort »Ich« nicht vor. Ich sah mich als unbeteiligten, von außen beschreibenden Beobachter. Daher waren auch meine ersten Bewertungen von Diet Dr Pepper und Kanadagänse in der dritten Person geschrieben, gewissermaßen als Sachtextversion einer Geschichte aus der Sicht eines allwissenden Erzählers. Sarah las sie und merkte an, dass es im Anthropozän keine unbeteiligten Beobachter gibt – nur Beteiligte. Wenn jemand eine Bewertung schreibt, erklärte sie, dann schreibt er eigentlich eine Art Lebensbericht – hier ist, was *ich* beim Essen in diesem Restaurant oder beim Schneiden *meiner* Haare bei diesem Friseur erlebt habe. Ich hatte 1500 Wörter über Diet Dr Pepper geschrieben, ohne meine anhaltende und zutiefst persönliche Vorliebe für Diet Dr Pepper auch nur ein einziges Mal zu erwähnen.

Etwa um die Zeit, als ich allmählich wieder ins Gleichgewicht kam, las ich auch wieder das Werk meiner guten Freundin und Mentorin Amy Krouse Rosenthal, die einige Monate zuvor gestorben war. Sie hatte einmal geschrieben: »An alle, die herauszufinden versuchen, was sie mit ihrem Leben anstellen sollen: ACHTET DARAUF, WO-RAUF IHR ACHTET. Das ist im Grunde alles, was ihr wissen müsst.«

Meine Aufmerksamkeit hatte sich so zersplittert, und meine Welt war so laut geworden, dass ich nicht mehr auf das achtete, worauf ich achtete. Als ich mich dann den Bewertungen widmete, wie es Sarah vorgeschlagen hatte, kam es mir zum ersten Mal seit Jahren so vor, als versuchte ich zumindest, darauf zu achten, worauf ich achtete.

Dieses Buch nahm seinen Anfang als Podcast, in dem ich einige Widersprüche der menschlichen Existenz, so wie ich sie erlebe, aufzeigen wollte. Wie können wir beispielsweise so mitfühlend und gleichzeitig so grausam sein, so hartnäckig und gleichzeitig so mutlos? Vor allem aber wollte ich die Widersprüchlichkeit menschlicher Macht verstehen: Einerseits sind wir viel zu mächtig, andererseits bei Weitem nicht mächtig genug. Wir sind zwar in der Lage, das Klima und die Biodiversität der Erde radikal zu verändern, aber nicht mächtig genug, um zu entscheiden, *wie* wir sie verändern. Wir sind in der Lage, die Atmosphäre unseres Planeten zu verlassen, aber wir sind nicht mächtig genug, denjenigen, die wir lieben, Leid zu ersparen.

Ich wollte auch über gewisse Punkte schreiben, an denen sich mein bescheidenes Leben und die gewaltigen Kräfte des Anthropozäns überschneiden. Anfang 2020 – ich schrieb seit zwei Jahren für den Podcast – tauchte allerdings eine gewaltige Kraft auf, in Form eines neuartigen Coronavirus. Seit damals schreibe ich über das Einzige, über das zu schreiben mir möglich ist. Mitten in der Krise – es ist inzwischen April 2021 und ich stecke immer noch mittendrin – finde ich vieles, das zu fürchten und zu beklagen ist. Ich sehe aber auch, dass Menschen zusammenarbeiten, dass sie teilen und weitergeben, was wir gemeinsam lernen, und ich sehe Menschen zusammenarbeiten bei der Versorgung Kranker und Gefährdeter. Selbst in der Trennung sind wir einander verbunden. Wie Sarah mir sagte, gibt es keine Beobachter; nur Beteiligte.

Am Ende seines Lebens sagte der große Bilderbuchautor und Illustrator Maurice Sendak auf *National Public Radio* in der Sendung *Fresh Air*: »Ich weine viel, weil mir Menschen fehlen. Ich weine viel, weil sie sterben und ich sie nicht festhalten kann. Sie verlassen mich, und ich liebe sie noch mehr.«

Er sagte: »Während ich älter und älter werde, wird mir klar, dass ich in die Welt verliebt bin.«

Ich habe mein ganzes bisheriges Leben gebraucht, um mich in die Welt zu verlieben, aber seit ein paar Jahren kann ich es selbst spüren. Wenn man sich in die Welt verliebt, heißt das nicht, dass man über das Leiden hinwegsieht, sei es nun menschlicher oder anderer Art. Sich in die Welt zu verlieben bedeutet für mich, zum Nachthimmel aufzublicken und zu spüren, wie der Verstand angesichts der Schönheit und Ferne der Sterne ins Schwimmen gerät. Es bedeutet, unsere Kinder an uns zu drücken, wenn sie weinen, oder zuzusehen, wenn im Juni die Platanen austreiben. Wenn mein Brustbein schmerzt, wenn sich mein Hals zusammenzieht und wenn mir Tränen in die Augen schießen, dann will ich diese Gefühle nicht an mich heranlassen. Ich möchte sie ironisch abwehren und auch sonst nichts unversucht lassen, damit ich sie nicht direkt spüre. Wir alle wissen, wie das Lieben endet. Ich möchte mich aber trotzdem in die Welt verlieben, möchte, dass sie meine Schale aufbricht. Solange ich hier bin, möchte ich alles spüren, was es zu spüren gibt.

Sendak beendete das Gespräch mit den letzten Worten, die er öffentlich äußerte: »Lebe dein Leben. Lebe dein Leben. Lebe dein Leben.«

Dies ist mein Versuch, es zu tun.

DIE HÖHLENMALEREIEN VON LASCAUX

Wer Kinder hat oder selbst mal eins gewesen ist, dem sind Handnegative wahrscheinlich schon begegnet. Sie waren bei meinen beiden Kindern die ersten selbst erschaffenen gegenständlichen Darstellungen. Irgendwann mit zwei oder drei Jahren legten sie die Hand flach auf ein Blatt Papier und zeichneten mit etwas Hilfe von uns ihre fünf Finger nach. Ich weiß noch gut, wie mein Sohn die Hand abhob und fassungslos auf den Umriss seiner ausgestreckten Finger auf dem Papier starnte, ein mehr oder weniger dauerhaftes Abbild seiner selbst.

Ich bin sehr froh darüber, dass meine Kinder nicht mehr drei sind, aber wenn ich die kleinen Hände auf diesen frühen Kunstwerken heute betrachte, durchflutet mich eine ungewohnte Freude, die mir fast das Herz zerreißt. Die Bilder erinnern mich daran, dass meine Kinder nicht nur aufwachsen, sondern dass sie mir entwachsen und ihrem eigenen Leben zustreben. Dabei bin *ich* es, der *ihren* Handnegativen diese Bedeutung zuschreibt. Kompliziert ist die Beziehung zwischen Kunst und Betrachter ja immer, aber sie wird umso aufreibender, je tiefer wir in die Vergangenheit blicken.

Im September 1940 ging der 18-jährige Mechaniker Marcel Ravidat im Périgord im Südwesten Frankreichs mit seinem Hund Robot spazieren, als dieser plötzlich in einem Loch verschwand. (So wird es jedenfalls erzählt.⁵) Als Robot wieder oben ankam, dachte Ravidat,

5 Ravidat erzählte die Version der Geschichte mit dem Hund, aber in seiner ersten Schilderung kam der Hund nicht als Hauptperson vor. Selbst wenn eine Geschichte nur ein paar Jahrzehnte zurückliegt, kann es schwierig sein, ihre Teile zusammenzufügen. Nichts täuscht mehr als die Erinnerung.

sein Hund habe womöglich den Geheimgang zum nahe gelegenen Landsitz Lascaux gefunden, von dem man sich erzählte.

Deshalb kam Ravidat am nächsten Tag mit einem Seil und drei Freunden an die Stelle zurück – dem 16-jährigen Georges Agniel, dem 15-jährigen Jacques Marsal und dem 13-jährigen Simon Coencas. Georges war über die Sommerferien da und musste bald zurück nach Paris für das nächste Schuljahr. Jacques stammte wie Marcel aus der Gegend. Simon war Jude und hatte während der Besetzung durch die Nazis mit seiner Familie auf dem Land Zuflucht gefunden.

Agniel meinte zu diesem Tag später: »Wir stiegen mit unseren Öllampen hinab und gingen dann vorwärts. Hindernisse gab es keine. Wir kamen durch einen Raum und standen dann an seinem Ende vor einer Wand und sahen, dass sie voller Malereien war. Uns war sofort klar, dass wir uns in einer prähistorischen Höhle befanden.«

Simon Coencas erinnerte sich: »In unserer kleinen Bande ... hofften wir, einen Schatz zu finden. Wir fanden auch einen, aber nicht den, den wir erwartet hatten.«

In der Höhle entdeckten sie mehr als 900 Darstellungen von Tieren – Pferden, Hirschen, Wisenten und auch heute ausgestorbenen Tierarten wie dem Wollnashorn. Die Gemälde waren unglaublich detailliert und lebensecht, in roter, gelber und schwarzer Farbe aus zerkleinerten Mineralpigmenten, die wohl durch feine Röhrchen, möglicherweise ausgehöhlte Knochen, auf die Höhlenwände gepustet worden waren. Später stellte sich heraus, dass diese Kunstwerke mindestens 17 000 Jahre alt waren. Einer der Jungen erinnerte sich, dass sich die Figuren im flackernden Schein der Öllampen zu bewegen schienen, und es gibt tatsächlich Hinweise, dass die Künstler mit ihrer Darstellung einen sich bei Fackellicht einstellenden Daumenkino-Effekt erzielen wollten.⁶

6 In Werner Herzogs Film *Die Höhle der vergessenen Träume*, wo dies in vielen wundersamen Einzelheiten geschildert wird, habe ich zum ersten Mal von den Höhlenmalereien von Lascaux erfahren.

Wenige Tage nach der Entdeckung der Höhle zogen Simon Coencas und seine Familie unter der nun auch auf dem Land zunehmenden Bedrohung durch die Nazis abermals um – diesmal nach Paris, wo Verwandte zugesichert hatten, ihnen beim Untertauchen zu helfen. Die Familie wurde allerdings von einem Geschäftspartner verraten und Simons Eltern von den Nazis ermordet. Simon kam zeitweise in Haft, entging aber knapp den Todeslagern und überlebte den Rest des Krieges mit seinen Geschwistern versteckt in einer winzigen Dachkammer. Seine drei Freunde aus jenem Sommer in Lascaux sollte er erst sechsvierzig Jahre später wiedersehen.

Vier Jungen entdeckten also die Höhle, aber nur zwei konnten dort bleiben – Jacques und Marcel. Die beiden waren von den Darstellungen so überwältigt, dass sie den ganzen folgenden Herbst und Winter vor dem Zugang kampierten, um die Höhle zu schützen. Sie gingen erst, als der Höhleneingang mit einer massiven Tür versehen worden war. Im Jahr 1942 schlossen sich Jacques und Marcel der Résistance an. Jacques wurde gefasst und in ein Straflager geschickt, aber beide überlebten den Krieg und kehrten, als sie wieder zu Hause waren, sofort zur Höhle zurück.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der französische Staat Eigentümer des Areals und öffnete die Höhle 1948 für Besucher. Marcel und Jacques arbeiteten als Höhlenführer. Als Picasso die Malereien im selben Jahr besichtigte, soll er gesagt haben: »Wir haben seither nichts dazugelernt.«

Die Höhle ist mit einer Länge von etwa 90 Metern nicht besonders groß, birgt aber annähernd 2000 Gemälde. Neben den Tieren finden sich Hunderte abstrakte Zeichen und Darstellungen, die meisten davon rote und schwarze Kreise.

Was könnten sie bedeuten? Wir werden es nie erfahren. Lascaux gibt so viele Rätsel auf: Warum beispielsweise gibt es keine Bilder von Rentieren – bekanntermaßen die wichtigste Nahrungsquelle der

Menschen, die in der Altsteinzeit die Höhle bewohnten? Warum gibt so wenige Darstellungen von Menschen?⁷ Warum sind manche Höhlenteile bis an die Höhlendecke angefüllt mit Darstellungen, die nur von eigens errichteten Holzgerüsten aus geschaffen werden konnten, während sich in anderen Bereichen nur wenige Gemälde befinden? Und hatten die Darstellungen einen spirituellen Hintergrund? *Hier sind unsere heiligen Tiere*. Oder erfüllten sie einen praktischen Zweck? *Das hier sind Tiere, die dich töten könnten*.

In Lascaux gibt es außerdem einige Handnegative, wie Kunsthistoriker sie nennen. Man muss dazu eine Hand mit gespreizten Fingern auf den Fels der Höhle pressen und dann mit Wasser angerührtes Farbpigment auf die Wand sprühen, sodass nur der Bereich um die Hand herum gefärbt wird. Ähnliche Abbilder von Händen hat man in Höhlen auf der ganzen Welt gefunden – von Indonesien über Australien und Afrika bis nach Nord- und Südamerika, bis zu 40 000 Jahre alt. Die Handnegative lassen erahnen, wie anders das Leben in ferner Vergangenheit verlief – Umrisse von Händen mit drei oder vier Fingern sind in Europa häufig zu beobachten, wahrscheinlich Amputationen infolge von Erfrierungen. Das Leben war hart, und häufig war es kurz: Bis zu einem Viertel der Frauen starb bei der Geburt, und etwa die Hälfte der Kinder erreichte nicht das fünfte Lebensjahr.

Die Handnegative erinnern uns trotzdem daran, dass die Menschen der Vorzeit Menschen waren wie wir. Ihre Hände unterscheiden sich nicht von unseren. Mehr noch – wir wissen, dass sie uns auch in anderen Dingen glichen. Sie jagten und sammelten in der Gemeinschaft;

7 In ihrem Artikel »The Humanoid Stain« nennt Barbara Ehrenreich einen möglichen Grund, weshalb Höhlenmalereien sich nicht auf den Menschen konzentriert haben: Auf unserem Planeten drehte sich damals nicht alles um den Menschen. »Die Marginalität menschlicher Gestalten in der Höhlenmalerei lässt darauf schließen, dass sich das große Drama des Paläolithikums, zumindest aus menschlicher Sicht, zwischen Großtieren abgespielt hat – Fleischfressern und großen Pflanzenfressern.« Jedenfalls gibt es in Lascaux nur ein einziges menschenähnliches Bildnis – eine Art Strichmännchen mit langen Beinen und, falls die Deutung zutrifft, einem Vogelkopf.

Kalorien gab es nicht im Überfluss, also musste jeder Gesunde mithelfen und Nahrung und Wasser herbeischaffen – und doch fanden sie irgendwie die Zeit, Kunst zu erschaffen, fast als bliebe Menschen da keine Wahl.

Auf den Höhlenwänden der Welt finden sich Abbilder aller Arten von Händen – von Kindern wie von Erwachsenen –, aber fast immer sind die Finger ausgebreitet wie bei den Handnegativen meiner Kinder. Ich bin kein Jungianer, aber es ist faszinierend und irgendwie komisch, dass so viele Menschen der Steinzeit, die unmöglich miteinander in Verbindung gestanden haben konnten, ähnliche Darstellungen schufen, auf dieselbe Weise erzeugt – mit einer Technik, die wir bei Handnegativen auch heute noch benutzen.

Aber, wie gesagt, die Kunstwerke von Lascaux haben für mich wahrscheinlich eine andere Bedeutung als für die Menschen, die sie anfertigten. Der Paläoanthropologin Genevieve von Petzinger zufolge könnten die in bemalten Höhlen gefundenen abstrakten Punkte und Kringel eine frühe Form von Schrift sein, ein überregional einheitliches Sortiment von Bedeutungen.

Was hat die Menschen zur Abbildung ihrer Hände bewogen? Vielleicht geschah es im Rahmen religiöser Handlungen oder Übergangsrituale. Einige Wissenschaftler halten es für möglich, dass die Handnegative mit Jagdritualen zusammenhängen. Oder die Hand war einfach ein naheliegendes Modell, dort am Ende des Unterarms. Für mich sind die Handnegative ein »Ich war hier«. Sie sagen: »Du bist nicht neu.«

Die Höhle von Lascaux ist mittlerweile seit Jahren für Besucher geschlossen. Zu viele Menschen haben mit ihrem feuchten Atem dort zur Bildung von Schimmel und Flechten beigetragen und damit einen Teil der Kunstwerke beschädigt. Ich schätze manchmal ist es so, dass man etwas schon durch bloßes Anschauen zerstören kann. Die Entdecker der Höhle, Marcel Ravidat und Jacques Marsal, waren mit die Ersten, denen auffiel, wie der moderne Mensch der Kunst seiner ferneren Vorfahren zusetzt.

Ihre Mitentdecker Simon Coencas und Georges Agniel trafen die beiden erst 1986 wieder, aber fortan sah sich die »kleine Bande« regelmäßig, bis sie einer nach dem anderen verstarben. Simon Coencas schied Anfang 2020 mit 93 Jahren als Letzter aus dem Leben. Die Menschen, die Lascaux entdeckten, sind also fort, und die Höhle selbst ist gesperrt und wird nur noch von den Wissenschaftlern besucht, die sich um ihre Erhaltung kümmern. Touristen können stattdessen Lascaux II, Lascaux III und Lascaux IV besichtigen, Nachbauten der Höhle mit detailgetreu kopierten Höhlenmalereien.

Wenn Menschen Höhlenkunst imitieren, um echte Höhlenkunst zu retten, kann man das als Extrembeispiel anthropozäner Absurdität sehen; ich gestehe, dass es mich unfassbar hoffnungsvoll stimmt, dass vier Teenager und ein Hund namens Robot eine Höhle mit 17000 Jahre alten Handnegativen entdeckten, dass die beiden Jugendlichen, die dort bleiben konnten, sich voll und ganz dem Schutz der Höhle verschrieben und dass wir Menschen, als wir die Schönheit der Höhle in Gefahr brachten, uns darauf verständigen konnten, sie nicht mehr zu betreten.

Wir hätten die Malereien mit Graffiti verunstalten oder so lange in die Höhle steigen können, bis der schwarze Schimmel alle Farben weggefressen hätte. Aber das haben wir nicht getan. Wir haben die Bilder gerettet, indem wir sie eingeschlossen haben.

Die Höhlenmalereien von Lascaux existieren. Besuchen kann man sie nicht. Wir können den Nachbau besichtigen und dort praktisch identische Handnegative sehen, aber wir wissen: Es ist nicht die Sache selbst, nur ein Schatten. Es ist das Abbild einer Hand, keine Hand. Es ist eine Erinnerung, zu der man nicht zurückkehren kann – und damit gleicht die Höhle in vielem der Vergangenheit, für die sie steht.

Ich gebe den Höhlenmalereien von Lascaux viereinhalb Sterne.

TEDDYBÄREN

Das englische Wort *bear* geht zurück auf das germanische *bero*, was so viel wie »der Braune« oder »das braune Ding« bedeutet. In manchen skandinavischen Sprachen leitet sich das Wort für Bär vom Begriff »Honigesser« ab. Viele Sprachwissenschaftler halten diese Namen für Stellvertreter, die entstanden, weil das Aussprechen oder Schreiben des Wortes Bär tabu war. So wie in der Zauberwelt von Harry Potter niemand »Voldemort« aussprechen soll, benutzten wohl auch die Nordeuropäer den eigentlichen Begriff für Bär lieber nicht – wahrscheinlich weil sie fürchteten, das Wort würde einen leibhaftigen Bären heraufbeschwören. Wie auch immer, das Tabu wirkte so durchschlagend, dass uns heute nur noch das Ersatzwort bleibt. Im Grunde nennen wir das Tier »Du weißt schon wer«.

Dabei sind wir Menschen seit Langem eine deutlich größere Gefahr für Bären als sie für uns. Jahrhundertlang quälten Europäer Bären mit einer Praxis namens Bärenhatz. Dabei kettete man die Tiere an einen Pfahl und hetzte Hunde auf sie, bis die Bären verletzt oder tot waren, oder man ließ sie im Ring bis zum Tod gegen einen Stier kämpfen. Im englischen Königshaus war man ganz versessen auf solche Sachen: Heinrich VIII. ließ im Whitehall-Palast eigens eine Bärengrube ausheben.

Selbst bei Shakespeare finden sich Hinweise auf die Bärenhatz; Macbeth klagt, seine Feinde »banden mich an den Pfahl, fliehn kann ich nicht, / Muß wie der Bär der Hatz entgegenkämpfen«. Die Textstelle ist besonders interessant, da die großen Raubtiere zu Shakespeares Zeit in England möglicherweise seit eintausend Jahren ausgerottet waren, wahrscheinlich durch Überjagung. Der Hatz »wie der

Bär entgegenkämpfen« kann sich nicht auf das Verhalten des Tieres in freier Wildbahn beziehen, sondern nur auf die Gewalt, der die Bären in einem von Menschen inszenierten Spektakel ausgesetzt waren.

Viele Zeitgenossen betrachteten die Bärenhatz als »groben und schändlichen Zeitvertreib«, wie es der Chronist John Evelyn nannte, meist allerdings bezogen sich die Einwände nicht auf die grausame Behandlung der Tiere. »Der Puritaner hasste die Bärenhatz nicht, weil sie dem Bären Schmerzen, sondern den Zuschauern Vergnügen bereite«, schrieb Thomas Babington Macaulay.

Es wäre also falsch, unsere Überlegenheit gegenüber dem Bären als verhältnismäßig neues Phänomen hinzustellen. Trotzdem ist es doch merkwürdig, dass unsere Kinder heute mit einer ausgestopften Variante eines Tieres kuscheln, dessen Namen wir vor nicht allzu langer Zeit nicht einmal auszusprechen wagten.

Die Geschichte des Teddybären geht normalerweise so: Im November 1902 ging US-Präsident Theodore »Teddy« Roosevelt in Mississippi auf Bärenjagd, ein Zeitvertreib ganz nach dem Geschmack eines Teddy Roosevelt. Stundenlang hetzten die Hunde der Jagdgesellschaft einen Bären, bis Roosevelt schließlich aufgab und zum Mittagessen ins Lager zurückkehrte.

Während der Präsident tafelte, blieb sein Jagdführer für diesen Tag, ein Mann namens Holt Collier, dem Bären weiter auf der Spur. Collier war in Mississippi als Sklave zur Welt gekommen und wurde nach der Befreiung zu einem der fähigsten Reiter der Welt. (Außerdem tötete er im Lauf seines Lebens 3000 Bären.) Während Roosevelts Abwesenheit trieben die Hunde den Bären in die Enge. Collier rief den Präsidenten mit einem Hornsignal herbei, aber noch bevor dieser eintraf, musste Collier den Bären mit einem Gewehrkolben schlagen, da dieser einen der Hunde biss.

Als der Präsident schließlich auftauchte, war der benommene Bär

bereits an einen Baum gefesselt. Roosevelt weigerte sich, ihn zu erschießen, denn das fand er unsportlich. Die Nachricht vom Mitgefühl des Präsidenten verbreitete sich im ganzen Land, vor allem infolge einer Karikatur des Ereignisses von Clifford Berryman in der *Washington Post*. Der Bär ist dort als unschuldiges Jungtier dargestellt, mit rundem Gesicht und großen Augen, die Roosevelt demütig flehend anblicken.

Morris und Rose Michtom, russische Einwanderer, die in Brooklyn lebten, sahen die Karikatur und schufen daraufhin eine ausgestopfte Version des Bärenjungen, die sie »Teddy's Bear« nannten. Den stellten sie ins Schaufenster ihrer Süßwarenhandlung, wo er sofort zur Attraktion wurde. Interessanterweise stellte etwa zur selben Zeit ein Unternehmen in Deutschland einen sehr ähnlichen Teddybären her – beide Firmen hatten damit enormen Erfolg. Die Spielwarenfabrik Steiff in Giengen an der Brenz war einige Jahrzehnte zuvor von Margarete Steiff gegründet worden, und ihr Neffe Richard entwarf den Steiff-Teddy. Im Jahr 1907 verkauften sie jährlich fast eine Million Exemplare. Im selben Jahr gründeten die Michtoms mit den Erlösen der verkauften Teddybären Ideal Toys, ein Unternehmen, das im 20. Jahrhundert eine große Zahl beliebter Spielzeuge produzieren sollte, vom ersten dreidimensionalen Brettspiel Mouse Trap bis zum Rubik's Cube.

Die Teddybären von heute sehen denen von 1902 noch ziemlich ähnlich – braunes Fell, dunkle Augen, ein rundes Gesicht und eine niedliche kleine Schnauze. Als ich klein war, kam ein sprechender Kuschelbär namens Teddy Ruxpin in Mode, aber mir gefiel an Teddybären eigentlich ganz besonders, dass sie schwiegen. Sie forderten nichts von mir und verurteilten mich nicht für meine Gefühlsausbrüche. Besonders lebhaft erinnere ich mich an meinen zehnten Geburtstag. Nach einer anstrengenden Feier verkroch ich mich in meinem Zimmer und kuschelte mich an einen Teddybären, aber irgendwie funktionierte es nicht. Was auch immer mich sonst an diesem weichen, stillen Wesen getröstet hatte, es wirkte nicht mehr. Ich weiß noch gut, wie mir durch den Kopf ging, jetzt würde ich nie wieder ein Kind sein, nicht wirklich, und ich spürte zum ersten Mal diese unbändige Seh-

sucht nach dem Ich, das nun für immer unerreichbar bleiben würde. Sarah Dessen schrieb einmal, Zuhause sei »kein Ort, sondern ein Augenblick«. Zuhause ist ein Teddybär, aber nur ein ganz bestimmter, zu einer ganz bestimmten Zeit.

Seit dem Auftritt von Teddy sind die von uns erdachten Bären immer niedlicher und knuddeliger geworden. Winnie-the-Pooh erschien 1926 auf der Bildfläche (sein deutsches Pendant Pu der Bär 1928); Paddington Bear 1958 (auf Deutsch 1968). Im Jahr 1981 tauchten als ultimative unbedrohliche bärenhafte Freunde schließlich die Care Bears auf, deren deutsche Kollegen zunächst allen Ernstes als »Hab-Dich-lieb Bärchis« vermarktet wurden, später dann als »Die Glücksbärchis«. Protagonisten wie Funshine Bear und Love-a-lot Bear spielten die Hauptrollen in aufdringlich zuckersüßen Bilderbüchern mit Titeln wie *Caring Is What Counts* und *Your Best Wishes Can Come True*.

Im Allgemeinen sah man Bären insbesondere unter uns Stadtbewohnern immer mehr so, wie Roosevelt sie vermeintlich sah – als bemitleidenswerte, schutzbedürftige Kreaturen. Wenn ich beim Verlassen des Zimmers mal das Licht nicht ausschalte, ruft mir meine Tochter häufig »Papa, die Eisbären!« hinterher, weil man ihr beigebracht hat, dass wir den Lebensraum dieser Tiere retten können, wenn wir durch Stromsparen unseren CO₂-Fußabdruck minimieren. Sie hat keine Angst vor Eisbären; sie hat Angst, sie könnten aussterben. Die Tiere, die uns einst terrorisiert und die wir dann selbst lange Zeit terrorisiert haben, gelten nun als schwach und verletzlich. Wie viele andere Geschöpfe auf der Welt ist auch der mächtige Bär von uns abhängig geworden. Sein Überleben hängt von unserem Weitblick und unserem Mitgefühl ab, genau wie jener Bär in Mississippi, der auf Roosevelts Milde angewiesen war.

Damit ist der Bär zum Sinnbild für den erstaunlichen Einfluss der heutigen Menschheit geworden. Es ist kaum zu fassen, wie dominant unsere Art geworden ist. Das zu verstehen, dabei hilft mir manchmal schlicht die Masse zu betrachten. Die derzeit lebenden Menschen brin-

gen es zusammengenommen auf etwa 385 Millionen Tonnen. Wale, Tiger, Affen, Hirsche, Bären und, ja, auch die Kanadagänse wiegen insgesamt nicht einmal ein Drittel davon.¹³

Entscheidend für das Überleben vieler Großtiere im 21. Jahrhundert ist, ob sie für den Menschen einen Nutzen haben. Haben sie den nicht, ist es das Zweitbeste, niedlich auszusehen. Sie brauchen ein ausdrucksvolles Gesicht, im Idealfall mit großen Augen. Ihre Babys müssen uns an unsere eigenen Babys erinnern. Etwas an ihnen muss uns ein schlechtes Gewissen machen dafür, dass wir sie ausrotten.

Kann niedliches Aussehen eine Spezies retten? Ich habe da so meine Zweifel. Meist wird bei der Geschichte über den Ursprung des Teddybären der Teil ausgespart, der damals folgte. Gleich nachdem sich Roosevelt so sportsmännisch geweigert hatte, dem Bären den Gnadenschuss zu geben, befahl er einem Jagdhelfer, dem Tier die Kehle durchzuschneiden, um es von seinem Leiden zu erlösen. Damals rettete man keine Bären. Heute sind in Mississippi weniger als 50 Bären übrig. Weltweit werden dagegen mehr Teddybären verkauft denn je.

Ich gebe den Teddybären zweieinhalb Sterne.

¹³ Die Bakterien stellen uns aber alle in den Schatten. Nach einer neuen Schätzung ist ihre Biomasse 35 mal so groß wie die aller Tiere zusammengenommen.